

Wilhelm Ludwig Demme

**Das Mordwerk auf dem Dom zu Frauenburg**

Quelle: W. L. D.: *Das Buch der Verbrechen. Das Interessanteste aus den neunzig Heften meiner Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege.*

Ein Volksbuch in vier Bänden.

Leipzig: Arnoldische Buchhandlung 1851,  
erster Band, S. 285-319.

(Digitalisierung: [Joachim Linder](#)  
Stand der Korrektur: 22.01.07)

Es war am Abend des 3. Januar 1841, als sich der Bischof von Ermland, Stanislaus von Hatten, ein Greis von 77 Jahren, in seinem Palast auf dem Dom zu Frauenburg allein befand. Alle seine Hausbeamte und Domestiken waren bis auf die 71jährige Wirtschafterin Rosalie Pfeiffer gegen 6 Uhr in die Pfarrkirche der Stadt gegangen, um dort zum Schluß des beim Anfang jedes Jahres abgehaltenen vierzigstündigen Gottesdienstes dem feierlichen Umzug beizuwohnen. Als sie gegen 8 Uhr zurückkehrten, fanden sie den Bischof in seinem Wohnzimmer, mit dem Gesicht zum Boden gekehrt, ermordet im Blute liegen, und auf einem Stuhl am Ofen sitzend, die Wirtschafterin, schwer am Kopf verwundet im bewußtlosen Zustand, in welchem Sie am fünften Tage verschied.

Als die Nachricht von dem entsetzlichen Vorgang sich in Frauenburg verbreitete, bezeichnete die allgemeine Stimme den Schneidergesellen Rudolph Kühnapfel als Täter, weil er - durch seinen Haß gegen die katholische Geistlichkeit in Frauenburg bekannt und verdächtig, früher gegen dieselbe Droh- und Brandbriefe geworfen zu haben - für einen Menschen galt, zu dem man sich solcher Tat versehen könne. Noch am späten Abend desselben Tages wurde er deshalb vorgeladen, jedoch alsbald wieder entlassen, weil an ihm und seinen Kleidern keine Blutfleck

entdeckt werden konnten und nähere Verdachtgründe fehlten. Am folgenden Morgen fand man indessen in dem Wohnzimmer des Bischofs eine von grober Leinwand gefertigte Gesichtslarve mit einem angenähten, gleich einem Barte herabhängenden Kattunstück. Dies half auf die Spur. Denn ganz gleicher Kattun war bei einer am Vormittag angestellten Haussuchung in der Kühnapfelschen Wohnung gefunden worden, so auch ein Beil, das frisch abgewaschene Blutspuren an sich trug. Jetzt ward Rudolph Kühnapfel verhaftet.

Der Verdacht verstärkte sich gegen ihn, als am 6. Jan. in seiner Schlafkammer in einer Öffnung der Wand eine goldene Uhr, eine goldene Dose, eine Rolle von 55 Talerstücken und eine mit Gold und Silbermünzen gefüllte grünseidene Börse gefunden und die Uhr und Dose sowohl als die Geldbörse für das Eigentum des erschlagenen Bischofs erkannt wurde. - Der Verdächtige legte sich aufs Leugnen, und dies auf eine ihn noch mehr verdächtigende Art und Weise.

Auf die erste in Berlin eingetroffene Nachricht war durch das Ministerium der Polizei im Einverständnis mit dem Justizminister der preußische Vidocque, Polizeirat Dunker, von Berlin nach Frauenburg abgesendet worden, um zur Aufspürung des Täters die erprobte Wunderkraft

seines Spürsinns und Fallenstellergenies zu entfalten. Er traf am 9. Jan. abends in Frauenburg ein und begab sich nach genommener Akteneinsicht und Rücksprache mit dem Inquirenten am folgenden Morgen in das Gefängnis Rudolph Kühnapfels, um ihn nach bewährten Regeln der Kunst einzukreisen und in die Geständniszange zu treiben. Aber es hielt schwer und ging hart her. Rudolph Kühnapfel wußte gar wohl, was er von all diesen Überredungskünsten, treuherzigen Reden und ernstfeierlichen Ermahnungen zu halten habe - daß dabei auf nichts anderes abgesehen war, als seinen Hals ans Messer zu liefern. Aber endlich, nach einer beinahe sechsstündigen Überredung, gelang es diesem Nichtsdarüber aller Polizeiräte ihn zu überlisten oder wie es in seinem Bericht heißt: »Sein Felsenherz zu bekämpfen«, und nun von ihm ein umständliches Bekenntnis seiner Tat zu erlangen. (Wir kommen unten darauf zurück, wie es ihm gelang, seiner Polizeiseele diesen Hochgenuß zu verschaffen.) Das durch ein schlechthin verwerfliches, nur auf Gutjesuitisch zu beschönigendes Mittel dem Rudolph Kühnapfel abgedrungene -- herauspolizierte Geständnis wurde noch an demselben Tag und späterhin noch mehrmals vor besetztem Kriminalgericht wiederholt, »frei und ohne Zwang«, wie es in den wohl geschriebenen Protokollen heißen mag.

Rudolph Kühnapfel begann sein erstes Bekenntnis wörtlich wie folgt: »Schon vor etwa zwei Monaten entstand in mir der Gedanke, zu dem alten Bischof einmal hinzugehn und ihn zu berauben. Doch hatte ich damals noch nicht gleich an einen Mord gedacht. Mit jenem Gedanken trug ich mich fortwährend bis etwa 3 Wochen vor Weihnachten, wo auch der Gedanke in mir entstand, wenn es nötig sein sollte, bei dem Raube die mir etwa im Wege stehenden Menschen zu töten.«

In einem späteren Verhör am 16. Jan. knüpfte er die erste Entstehung seines Vorsatzes, dem Bischof Geld abzurauen, an den Bescheid, welchen er auf eine Bittschrift an den König von diesem durch den Magistrat zu Frauenburg am 17. Okt. 1840 erhalten habe: »daß bei seiner Erwerbsfähigkeit kein Grund zu einer Unterstützung vorhanden sei.« Es gab hierüber an: »Als ich diesen Bescheid erhielt, dachte ich darüber nach, wie ich am besten meine Erwerbsfähigkeit betätigen könne. Da kam mir der Gedanke, mir vom Bischof ein Erkleckliches zu holen, und zwar, da ich wußte, daß er in Güte mir nichts geben würde, ihn dazu durch drohende Gewalt zu nötigen. Es fiel mir gar nicht ein, daß es etwas Unrechtes sei, da er so viele Tausende besitzt, und zwar auch mit Unrecht; denn alle Priester besitzen ja ihre Reichtümer mit Unrecht, und

so war ich wohl berechtigt, dem Bischof wenigstens so viel wieder abzunehmen, als ich selbst bedurfte.« Zugleich äußerte er wiederholt, nicht nur gegen die katholische Geistlichkeit im allgemeinen, sondern auch speziell gegen den Bischof und dessen Wirtschafterin großen Haß gehegt zu haben, und daß dieser Groll mitwirkender Beweggrund zu seiner Tat gewesen. - Er hätte den Abend des 3. Januars zur Ausführung des beschlossenen Raubs gewählt, weil da der Bischof jedesmal seine gesamte Dienerschaft zur Beiwohnung des feierlichen Gottesdienstes in die Pfarrkirche der Stadt schicke und mit seiner alten Wirtschafterin auf ein paar Stunden allein zu Hause sei.

»Ein paar Wochen vor der Tat«, fährt er fort, »dachte ich der Sache näher nach und entschloß mich, wenn ich bei der Tat ertappt würde, alles niederzumachen, was sich mir widersetzen sollte. Noch war ich zweifelhaft, ob ich sie ausführen solle oder nicht, da erhob ich meine Seele zu Gott und bat ihn, mir ein Zeichen zu geben, ob ich es tun solle oder nicht, so wie ich es in der Bibel gelesen hatte, daß so mancher den lieben Gott gebeten hat, ihm ein solches Zeichen zu geben. Als ein billigendes Zeichen 'wollte ich annehmen, wenn ich im Kartenspiel gewönne, als ein mißbilligendes, wenn ich verlöre. Ich spielte am ersten, zweiten und dritten Weihnachtstag und verlor an-

jedem Tage. Da dachte ich, das Spiel selbst ist ein Teufelsspiel und darin kann Gott mir kein Zeichen geben. Auch am Neujahrstag spielte ich und verlor abermals. Ich nahm mir nun vor, Sonntag während der letzten Andachtsstunden in die Kirche zu gehen und dort das Zeichen Gottes zu erwarten. Ich ging daher den 3. Januar um 4 Uhr in die Pfarrkirche und dachte: Wenn ich die Kirche 'wieder verlasse und mir außer der Kirche zuerst ein Mann begegne, so sei dieses ein Zeichen Gottes, daß ich die Tat ausführen, wenn mir aber ein Frauenzimmer begegne, daß ich die Tat unterlassen solle. Um 5 Uhr verließ ich die Kirche, und der erste, der mir auf der Straße begegnete, war eine Mannsperson.«

»Ich glaubte nun wirklich, dieses sei ein Zeichen Gottes, und mein Entschluß stand nun fest. Schon nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr hatte ich mir zu Hause eine Larve gemacht und solche in meine Tasche gesteckt. Aus der Kirche ging ich zu meinem Meister und bat die Ehefrau desselben um 15 Sgr. Ich konnte nicht wissen, ob mir mein Vorhaben auch gelingen würde, und auf diesen Fall wollte ich mich doch mit Geld versehen, um an diesem Abend Solo zu spielen. Etwa um halb 6 Uhr ging ich nach Hause. Ich ging unruhig und abermals unentschlossen in der Stube auf und ab. Es wurde zur letzten Andachtsstun-

de geklingelt, und die Leute gingen zur Kirche. Ich trat ans Fenster und dachte nochmals: Wenn zuerst eine Mannsperson vorbeigehen würde, dann wolle ich die Tat ausführen, käme aber zuerst ein Frauenzimmer, dann wolle ich sie unterlassen. Es kam eine Mannsperson, dann kamen zwei und hinter diesen noch eine Mannsperson. Nun war ich entschlossen; doch einige Augenblicke nachher stiegen mir wieder Zweifel auf, und ich beschloß endlich, indem ich nach dem Monde sah, wenn bis  $1/4$  auf 7 Uhr der Mond mindestens dreimal durch Wolken verdunkelt würde, die Tat auszuführen, gegenteils sie zu unterlassen. Ich beobachtete den Mond, es zogen Wolken über denselben, er wurde viermal verdunkelt, und noch hatte es nicht  $1/4$  auf 7 geschlagen. Die Glocke schlug  $1/4$  und ich ging.«

Als er jetzt die Wohnstube seiner Eltern verließ, holte er sich das Beil derselben und verbarg es unter seinem Oberrock. Dieses Beil hatte er für den Fall, daß der Raub nicht ohne Mord auszuführen wäre, schon 2 bis 3 Wochen vor Weihnachten als ein taugliches Instrument ausersehen. Kurz nach Weihnachten war es weg, er wußte nicht wohin, wollte auch nicht danach fragen. Da richtete er sich für den äußersten Fall einen kurzen schweren Knittel zu und legte ihn sich zurecht. Doch schon ein paar



Tage darauf sah er, daß das Beil wieder da war. Er ging damit um, es sich zu verstecken, damit er es, wenn die Zeit der Ausführung seines Vorhabens käme, sicher zur Hand hätte. Doch gab er diesen Vorsatz auf, damit man etwa nicht im Hause merkte, daß er das Beil versteckt hätte. - Aber mit dem Beil nahm er jetzt auch einen langen Tuchstreifen mit, um wenn es ohne Mord abgehen könnte, sich durch Binden des Bischofs und seiner Wirtschaftlerin die Flucht zu sichern. Vom Hause weg, ging er zunächst in einen Branntweinladen, um sich durch einen tüchtigen Schnaps die zur Ausführung des Raubs nötige Courage anzutrinken. Hierauf ging er (um nicht Verdacht hinterher gegen sich zu erregen) mit einem Umweg auf den Domberg, wo der bischöfliche Palast steht.

»Vor der Hofpforte« - fährt Rudolph Kühnapfel in seinem Geständnis fort -- »setzte ich mir die Larve auf. Der Torweg ins innere Haus war von innen verschlossen, und ich schlug mit der Hand zwei bis drei Mal stark auf den Drücker. Als niemand kam, ging ich an die Ecke des Hauses, um zu sehen, ob nicht etwa ein Bedienter zurückgeblieben. Ich rechnete darauf, daß der Bischof immer in der letzten Stunde der 40stündigen Andacht seine sämtlichen Leute bis auf die alte Rosalie in die Kirche schickte, und diese Voraussetzung machte mich so dreist. Als ich

nun mich überzeugte, das alles still war, kam mir auf einmal der Gedanke, mich rasch davon zu machen und den ganzen Plan aufzugeben. Dieser Gedanke haftete jedoch nur einen Augenblick bei mir, und ich kam auf meinen früheren Entschluß wieder zurück. Ich klopfte jetzt heftig an das Fenster der Gesindestube, und nun hörte ich schlarrende Tritte. Die Haustür wurde von innen geöffnet, und ich trat rasch hinein. Es war dunkel, doch konnte ich annehmen, daß die alte Haushälterin vor mir stände. Ich fragte sie, ob die Exzellenz zu Hause sei? und sie antwortete: ja! Ich sagte nun zu ihr: >Das Geld her, oder es ist Ihr Tod!< Sie erwiderte darauf: >Ja, erst Geld haben!< Ich sagte nun: >Von Haben ist hier nicht die Rede, nur nicht lange gefackelt.< Sie erwiderte darauf: >Das Geld ist alles oben.< Mit diesen Worten zog sie sich zurück in die Gesindestube. Ich aber folgte ihr rasch nach und packte sie an der Schulter mit den Worten: >Fackele Sie nicht lange, sondern schaffe Sie Geld!< Sie erklärte nochmals, daß das Geld alles oben sei, worauf ich sagte: >Nun, dann komme Sie herauf.< Sie ging nach der Treppe und diese hinauf. Schon unten ließ ich ihre Schulter los und faßte sie hinten am Rocke, indem ich ihr nachging.«

»Oben gingen wir durch das Vorzimmer in das Wohnzim-

mer und von da bis in die Tür, welche zum Schlafzimmer führt. In dem Schlafzimmer sah ich den Bischof an dem Tisch sitzen, er las bei einer Lampe in einem Buche. Die Haushälterin sagte: »Exzellenz, hier ist jemand, der Geld verlangt.« Ich schob nun sie von der Tür bis zum Tisch, folgte ihr und sagte zum Bischof: »ja, ja; so ist es, ich verlange Geld.« Als ich dies gesagt hatte, zog sich die Pfeiffer rasch in das Wohnzimmer zurück und eilte nach der Tür. Ich verfolgte sie, stieß sie von der Tür zurück und versetzte ihr mit dem Beile einen scharfen Hieb auf den Kopf. Sie fiel sogleich zu Boden, und ich hielt sie zwar nicht für tot, jedoch für betäubt und unschädlich. Ich hatte auch gerade nicht die Absicht, sie zu töten, und deshalb hieb ich auch nicht von oben gerade herunter, sondern von der Seite.«

»Ich ging nun wieder rasch in das Schlafzimmer des Bischofs. Soeben stand er von seinem Stuhl auf. Er sagte zu mir, als ich ihn an den Kragen seines Schlafpelzes faßte, mit zitternder Stimme: »Mensch, was bewegt Euch zu einer solchen Tat? von wo sind Sie?« Ich sagte darauf: »Das geht Sie nichts an; ich verlange nur Geld.« Darauf trat er an seinen Sekretär, nahm aus einer Schublade etwas Geld und gab mir solches. Es schienen mir 2 harte Taler und ein Guldenstück zu sein. Ich steckte es in die

Brusttasche meines Rockes und sagte: >Das ist noch nichts. < Er erwiderte: >Ich werde Ihnen mehr geben<, und gab mir Geld in Papier gewickelt. Auch dieses steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: >Auch Goldgeld müssen Sie mir geben.< Der Bischof nahm einen grünseidenen Beutel, reichte mir solchen und sagte: >Da ist auch Gold darin. < Auch diesen Beutel steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: >Auch die Dose und die Uhr will ich haben. < Der Bischof reichte mir nun die goldene Dose und goldene Uhr. Auch diese steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: >Ich muß noch mehr Geld haben.< Hierauf sagte der Bischof: >Eine Rolle von 50 Rtlr. kann ich Ihnen noch geben^ ging an eine Kommode, zog eine Schublade auf und gab mir eine Rolle mit Talerstücken. Ich steckte diese Rolle in meine hintere Rocktasche und sagte: >Nun seien Sie so gut und leuchten Sie mir herunter. <<

»Während der Bischof den Wachsstock anzündete, sah ich durch die Tür, daß die Pfeiffer jetzt wieder aufrecht stand. Als ich hörte, daß sie etwas sprach, ich glaube die Worte: >Exzellenz, kommen Sie doch!< -- trat ich rasch auf sie zu, nahm die Larve vom Gesicht, die mich im Sehen genierte, und versetzte der Alten zwei Hiebe mit der Schärfe des Beiles auf den Kopf. Sie stürzte davon nieder. Ich ging jetzt ohne Larve wieder in das Schlafzimmer, wo

ich den Bischof mit dem Anzünden des Wachsstockes beschäftigt fand. Ich sagte zu ihm: >Geben Sie her, ich werde anstecken<, doch in diesem Augenblick brannte der Wachsstock schon, und der Bischof sagte zu mir: >Was haben Sie in jener Stube getan? Tun Sie doch meiner Rosalie nichts mehr!<, worauf ich erwiderte: >Nein, nein.< - Während wir nach der Tür gingen, faßte der Bischof mich beim Unterarm und sagte, fortfahrend in seiner Vorbitte für seine Rosalie: >Sie hat mir 40 Jahre treu gedient. < Darauf erwiderte ich: >Das bleibt sich gleich; das geht mich nichts an.<«

»Während dieses Gesprächs waren wir in das Wohnzimmer getreten; ich hörte die Pfeiffer noch röcheln und versetzte ihr noch zwei oder drei Hiebe mit dem Beil auf den Kopf. Der Bischof sagte: >Sie haben ja doch nicht Wort gehalten; Sie haben mir doch versprochen, ihr nichts mehr zu tun<, und während dieser Worte fiel ihm der Wachsstock aus der Hand, wahrscheinlich vor Schrecken. In diesem Augenblick fiel es mir auf, daß der Bischof mich früher dreimal gefragt hatte: >Aber sagen Sie mir doch, von wo sind Sie?< einmal sogleich im Anfang, dann wieder, als ich noch mehr Geld verlangte; und endlich, als er mir die Rolle mit 50 Talern gegeben hatte. Ich glaubte jetzt, daß er mich erkannt hätte. Als der Wachsstock zu

Boden fiel und auslöschte, bückte sich der Bischof, um ihn aufzuheben; und gleichzeitig bückte auch ich mich nach dem Wachsstock. Der Bischof richtete sich wieder auf, auch ich stand wieder aufrecht, sah mich nach der Lampe in dem Schlafzimmer um und dachte daran, den Wachsstock wieder anzuzünden. Doch in diesem Augenblick überfiel mich eine Wut, und ich hieb mit meinem Beil einen scharfen Hieb von der Seite in den Hinterkopf des Bischofs, welcher Hieb gut getroffen haben mußte, denn es krachte so, als wenn man einen alten Topf zerschlägt. Der Bischof stürzte mit dem Ausruf: »o Gott!« vornüber mit dem Gesicht zu Boden. Ich versetzte ihm noch einen Hieb.«

Ob er noch mehre Hiebe geführt, konnte Rudolph Kühnapfel sich anfangs nicht erinnern, später erklärte er jedoch, daß er sich doch noch eines dritten Hiebes erinnere, auch nicht bezweifle, daß er die am Kopfe des Bischofs vorgefundenen Hiebwunden ihm sämtlich beigebracht habe. - »Ich habe«, fährt er fort, »diese beiden Morde,\*

So heißt es im dienstfertigen Protokoll. Rudolph Kühnapfel wollte aber nicht von »Mord« im juristischtechnischen Wortsinn reden, sondern nach der Summe seines Geständnisses, wie es bis zur ersten Instanz vorlag, nur sich des »Totschlags« schuldig bekennen.

namentlich den am Bischof verübt, weil ich, nachdem ich die Larve heruntergenommen und von ihm gewiß erkannt worden war, fürchtete, die ganze Sache würde durch ihn bekannt werden. Der Gedanke, daß er mich erkannt habe und daß durch das Verlöschen des Wachstocks neuer Aufenthalt entstehe, versetzte mich in Wut, und ich hieb in ihr mit meinem Beile den Bischof in den Kopf. - Vor der Tat glaubte ich nur ein Recht zu haben, dem Bischof etwas Geld abzunehmen, und nach der Tat glaubte ich nicht zu weit gegangen zu sein. Vor der Welt habe ich allerdings gegen das fünfte göttliche Gebot gesündigt; ob aber auch vor Gott? - das steht noch sehr dahin! Es wäre nichtswürdige Heuchelei, wenn ich äußern sollte, daß ich Reue über meine Tat gefühlt; ich fühle nur Reue darüber, daß ich mich in solches Elend gebracht habe.«

Auf die Frage: was er mit dem geraubten Geld anzufangen gedacht? entgegnete er: »ich hatte die Absicht, mich recht bald von Frauenburg zu entfernen, und wenn ich recht viel Geld finden würde, in die weite Welt zu gehen; wenn es aber wenig sein würde, nach Berlin zu gehen und Lotterie zu spielen, um einen ansehnlichen Gewinn zu machen. Mit diesem Gewinn wollte ich dann nach Frauenburg zurückkehren und, wenn ich recht viel gewönne,

die Hälfte davon zum Bau einer evangelischen Kirche hergeben und selbst zur evangelischen Kirche übertreten.«

Nach vollbrachter Tat reinigt er sein blutiges Beil in dem auf dem Hof liegenden Schnee, und eilt auf einem anderen Weg in die Stadt. Zu Hause angelangt, verbirgt er die geraubten Sachen und geht sodann in die Schenke des L., wie er meint, noch vor 7 Uhr. Dort trinkt er ein Glas Bier und setzt sich bald zum Solospiele nieder. - Seine Mitspieler und die übrigen Gäste bemerkten nicht im Entferntesten etwas Auffallendes in seinem Wesen.

Um 8 Uhr verbreitete sich im Wirtshause die Nachricht von der Ermordung des Bischofs. Der Schrecken war allgemein. Auch Rudolph Kühnapfel äußerte, wie die Tochter des Gastwirts angibt: »Ja, mir zittern auch die Beine.« Er selbst sagt: »Auch ich erschrak, doch eben nicht sehr; denn es fiel mir nicht ein, daß man mich für den Mörder halten würde.« Mehrere Gäste entfernten sich, um näheres über den Mord zu erfahren. Rudolph Kühnapfel blieb bei dem Spiel sitzen, erzählte die Geschichte einer Mordtat, von der er früher einmal gelesen, und hörte erst um 11 Uhr abends auf zu spielen.



Bei diesen Geständnissen blieb er fortdauernd mit der Erklärung, daß er die Tat niemals bereut habe und auch jetzt nicht bereue. Er suchte vielmehr mit kecken Sophismen, würdig eines Jesuiten, sie zu rechtfertigen - den Raub mit seinem Recht auf einen Anteil an den von der Geistlichkeit selbst mit Unrecht an sich gerissenen Gütern; die Tötung mit dem Recht zur Selbsterhaltung usw.

Diese sich aus der Gesamtheit -- Totalität des Verbrechens und der zu ihm hinstoßend gewesenen Verumständung leicht zu erklärende Täuschung seiner selbst findet in seinem prahlhaften Trotz, der sich bis zum dämonischen Mutwillen steigert, einen kräftigen Anhalt. Es ist unerhört, wieweit hierin seine wilden Auskreisungen gehen. So sagt er z. B. an dem Tag, an welchem die Leiche des erschlagenen Bischofs bestattet wurde, im muntern Ton zu seinem Gefängniswärter: »Jetzt trinken sie auf dem Dom tüchtig Wein, und an mich denkt niemand, obgleich ich es ihnen doch verschafft habe.« - Als ihm die goldene Dose des Erschlagenen zur Anerkennung vorgezeigt wurde, besah er sie, öffnete sie und nahm, wie er noch Tabak darin fand, während der Beantwortung der Frage, behaglich eine Prise. - Als der Aktuarium ihm das Beil vorlegte, verriet dieser Furcht und Ängstlichkeit. Da sagte Kühnapfel bei seiner Zurückführung ins Gefängnis:

»Ich hätte mir doch sollen den Spaß machen, dem Aktuaris das Beil rasch aus der Hand zu reißen, um ihn dadurch noch mehr zu ängstigen.«

Doch genug hiervon, und hin zur Zusammenstellung der in den mir vorgelegenen Aktenstücken enthaltenen Züge, die dem geistigen Auge zeigen, wie nach und nach Rudolph Kühnapfel bis zu dem Grad verwilderte, den nicht allein die Verübung einer solchen Tat, sondern auch - und ich glaube noch weit mehr - diese krasse Herzensverhärtung voraussetzt, die in der Art und Weise sich ausspricht, wie er ohne Reu und Leid von seiner Bluttat redet und von dem, was sich auf sie bezieht.

Blicken wir auf das äußere Leben seiner Kindheit und früheren Jugend, wie es die Entfaltung seines Innern -- die Ausbildung seines Charakters bedingte, so gewahren wir auch hier wieder ein Opfer jener Verkettung von fluchbeladenen Ursachen und unabwendigen Wirkungen, die von der Grundaussverdorbenheit gesellschaftlicher Zustände über das Leben von Millionen ausgespannt wird. Welch ein tüchtiger Mensch hätte aus Rudolph Kühnapfel werden müssen, wenn seine Jugend dieser grauenvollen Verkettung nicht preisgegeben war! Aber sie lag verberbenschwer schon auf ihm, da er noch Kind, noch Knabe war. Als aus dem kräftigen Grundstoff seines zum ers-

ten Bewußtsein zur Menschwerdungerwachten Seelenlebens das Edle hervorstrebte, um sein heiliges Bedürfnis geltend zu machen, geriet es sofort in die umstrickende Verflechtung mit der gemeinsten der Gemeinheiten, die das Teufelsevangelium der Menschenverknechtung in das Leben brachte. So ging das Edle zum Teufel. Freiheitsdrang und Ehrgefühl und die beiden entsprechende Tatkraftigkeit gingen als solche unter - aber ihr Boden, ihre Anlage, blieb, und aus dem entarteten Keime erwachsen ihre wilden Mißbildungen.

Die Eltern Rudolph Kühnapfels sind bürgerlich unbescholtene Leute. Sein Vater ist ein Schneider und für die Bedürfnisse, die man einem Schneider statuiert, wohlhabend, und mag er wohl deshalb ein guter, geschickter und fleißiger Schneider sein. Von vernünftiger Kindererziehung aber wußte er nichts. Seine ganze Kunst und Weisheit bestand hier in Prügeln. Dabei sah er in jeder Willenskrafterregung seines Knaben, in jeder Bekundung aufstrebender Selbständigkeitsentwicklung, ein Auflehnen - eine Unbotmäßigkeit, die ungeheure Prügel verdiente. Er brachte es in dieser, einer christlichen Untertanenserziehung zur breitesten Basis dienenden Unvernünftigkeit so weit, daß vom gottseligen Standpunkt dieser ge-  
deihlichen Lehre nichts zu wünschen übrig blieb. Aber im

kräftigen Gemüt seines Jungen fand diese unsinnige Härte schon früh die natürliche Gegenwirkung. Er setzte ihr kecken Trotz entgegen, und diesem der Vater natürlich nur noch ein verstärkteres Maß von Prügeln. Und je mehr er geprügelt, um so trotziger ward er - und je trotziger, um so wilder. Bald kam der Haß dazu; lieben und verehren konnte er den nicht, der mit so unvernünftiger Härte ihn täglich abprügelte und dies für väterliche Erziehung ausgab. Die natürlichsten und darum die heiligsten Bande der Kindes und Elternliebe kannte dies Haus nicht. Wo sie aber nicht sind, da wird schon um dieses großen, unersetzlichen Mangels willen das Kind verwildern müssen. So erinnert sich Rudolph Kühnapfel noch aus der Zeit, da er 6 bis 7 Jahre alt war, daß, als sein Vater auf seine Weise ihm einst zwang, sich noch länger im Lesen zu üben, er zwar die Lippen bewegte, aber nicht las, sondern auf seinen Vater schimpfte. Nicht dieser kindische Vorfall an sich, sondern daß er ihn jetzt noch im Gedächtnis hat, beweist, wie tief und mächtig er schon damals hassen konnte. Und daß nicht ihm, dem damals noch nicht siebenjährigen Kinde, dieser Haß als eine Unmoralität zuzurechnen, bedarf natürlich kaum der Erwähnung.

Im vierzehnten Jahre wurde er von seinem Vater einmal ganz besonders stark geprügelt, und der Vater in seiner

wüsten Unvernünftigkeit drohte ihm: er werde des Nachts kommen, um ihn noch einmal zu prügeln. Da nahm der vierzehnjährige Knabe, als er sich zu Bett legte, dasselbe Beil, womit er zehn Jahre später den Bischof erschlug, mit sich und legte es unter sein Bett - wie er selbst sagt, mit dem festen Vorsatz, seinen Vater, wenn dieser ihn zu prügeln käme, damit vor den Kopf zu schlagen. Man erkennt hieraus, wie das junge Gemüt des Knaben durch heillose Erziehung schon damals verwildert, dem entsetzlichsten Vorsatz Raum gab.

Und die Schule - sein Lehrer - sie mögen nicht besser, nicht vernünftiger gewesen sein. Es wird darin hergegangen sein, wie es im Ganzen noch jetzt darin hergeht. Wenigstens Liebe zu sich gewinnen, verstand der Lehrer nicht. Die Kunst, auf das Herz einzuwirken, war ihm verborgen. Aber an entehrend, den Lehrer wie den Schüler entehrenden Prügeln, jenem fürchterlich-sichern Mittel, alles Ehrgefühl abzustumpfen, jede Empfänglichkeit für das Edle und Große abzutöten an dieser hohen Orts approbierten christlichen Schulscheußlichkeit fehlte es nicht. Auch hier konnte nach geistigen Naturgesetzen die Gegenwirkung nicht ausbleiben. Und so kam es, daß, als sich einst die ganze Klasse beriet, wie sie am Lehrer ihren Grimm auslassen möchte, Rudolph Kühnapfel vor-

schlug, die Trompete, welche gewöhnlich der Lehrer in der Kirche blies, am Mundstück mit Gift zu bestreichen. Und die Jungen beschlossen, einmütig Fliegenschwamm zu nehmen. Und 'wenngleich der Plan nicht zur Ausführung kam, so zeigt er doch, welcher Geist in dieser Schule herrschte -- und daß dieser nicht den Schülern zur Last zu legen, bedarf abermals nicht der Erwähnung.

Als Rudolph Kühnapfel die Schule verließ, zwang der Vater ihn, trotz des tiefsten Widerwillens, ein Schneider zu werden. Zwischen Vater und Sohn kam es deshalb zu den heftigsten Auftritten, die sich auch noch später wiederholten, denn der Sohn wollte von dem verhaßten Handwerk los. Dazu kam, daß der Vater geizig war und ihm keinen Wochenlohn gab.

So verwilderte sein Inneres immer mehr. Haß und Grimm wohnten darin, waren Herr und Meister von seiner Seele und ließen keinen guten Geist herein. - Des Nachts konnte er vor Aufregung nicht schlafen. Er lief Stunden lang in der Nacht in Stadt und Umgegend herum. Am Tag war er ermattet und zur Arbeit unbrauchbar. Man hielt ihn für krank. Der Arzt verordnete einen Aderläß. Als man ihm aber die Ader schlagen wollte, drohte er mit gewaltsamer Widersetzlichkeit, biß den Wundarzt in die Hand und konnte nur durch Übermacht überwäl-

tigt werden. Man mußte ihn wie einen Tobsüchtigen behandeln. Doch war er bei voller Überlegung, wie er jetzt in seiner Untersuchung versicherte, und man muß dies ihm wohl glauben, da er so genau die kleinsten Details während seines damaligen Zustandes anzugeben gewußt hat. Sonach war jene anscheinende Tobsucht, die zur Anwendung der Zwangsjacke nötigte, nur der Ausbruch einer unbändigen Leidenschaftlichkeit, die zu bezähmen jedoch in seiner Gewalt lag, sobald er es wollte. Er sagt selbst: »ich mußte wohl in meinem Toben nachlassen, denn ich überzeugte mich, daß dies das einzige Mittel sei, mich von der Jacke zu befreien.«

Noch charakteristischer ist es, wie nach seiner Entlassung aus der ärztlichen Behandlung seine wieder hervortretende Wut und Leidenschaftlichkeit gebändigt wurden. Seine Eltern riefen bei einem Ausbruch der letzteren den Brauer Krause zu Hilfe. Dieser, ein starker Mann, hieb ihm mit einem Säbel über den Arm, überwältigte ihn und nahm ihn mit sich in seine Wirtschaft. Er trug ihm Arbeiten auf, und wie Rudolph Kühnapfel wörtlich sagt: »da ich sah, daß er ein starker Mann sei, befolgte ich seine Anweisungen.«

Zu der Wildheit seines Charakters kam aber bald auch ein immer zunehmender Haß gegen die katholische Geist-

lichkeit zu Frauenburg. Durch persönliche Kränkung war dieser Haß wenigstens nicht hervorgerufen. Wohl aber, wie er versichert, durch die sich ihm unabweislich aufdringende Betrachtung, daß die katholische Kirche und ihre Priester darauf ausgingen, die Menschen zu verdummen, daß diese Priester, voll pfäffischen Geistes, nur selbstsüchtigen Zwecken frönten, 'wenn sie von Religion sprächen, und indem sie schnöde und widersinnige Menschensatzungen für göttliche Offenbarungen verkauften, nur der schmutzigsten Selbstsucht räucherten. Er gab an: »schon als Knabe habe ich gehört, daß die evangelischen Christen nicht so abergläubisch und aufrichtiger wären als die katholischen, und deshalb schon in meinen Knabenjahren die Idee gefaßt, dereinst zur evangelischen Konfession überzutreten. Später habe ich auch manches gelesen, welches bei mir noch mehr einen Widerwillen gegen den Katholizismus und gegen die katholischen Priester erzeugte. Insbesondere habe ich die Domherren in Frauenburg kennengelernt und gesehen und gehört, daß sie bei ihrem Reichtum unbarmherzig gegen die Armut seien.« Daß die katholischen Geistlichen, namentlich aber diese Domherren, deren Leben in Freude und Herrlichkeit er tagtäglich vor Augen hatte, ihre Reichtümer, die unversieglichen Quellen ihres Wohllebens ohne Arbeit, nur mit Unrecht besäßen, daß sie ihnen



aus der betörten Leichtgläubigkeit des verdummten Volkes zuflößen oder aus erschlichenen Stiftungen bigotter Aristokraten und Frevler an der Menschheit, die dafür Sündenvergebung erkaufte, diese schon oben (S. 105f.) in ihren Grundzügen erwähnte Absicht Rudolph Kühnapfels trug natürlich nicht 'wenig dazu bei, seinen Haß und Grimm gegen die katholische Geistlichkeit, namentlich gegen die hohe, in Frauenburg auf dem Dom, mächtig zu verstärken. Übrigens hat es zu allen Zeiten bessere Männer als er gegeben ja es waren die besten und edelsten ihrer Zeit, die aus gleichem Grunde Pfaffen und Pfaffentum aufs Gründlichste haßten.

Daß der verwilderte Kühnapfel, dessen edle und schöne Anlagen in Folge von Umständen entarteten, deren Verschuldung derselben Fäulnis entsprang, in welcher das Priestertum gedeiht - oder, schärfer und treffender gesagt: derselben Fäulnis, die das Priestertum in seiner zersetzenden Nachtkraft verursacht und seit Jahrhunderten gepflegt hat, um darin zu gedeihen -- daß er, der infolge der Fortwirkung jener Nachtkraft ein Verlorener ward, den allen kräftigen freien Gemütern inwohnenden Haß und Ingrimm gegen Pfaffen und Pfaffentum nur in seiner heißen wilden Manier betrieb, das war gewiß sehr natürlich; zudem war es eine der Radschwingungen der Neme-

sisachse zwischen Ursache und Wirkung.

Und wie betrieb er seinen Haß und Ingrimm? Er warf die bereits obenerwähnten Brand und Drohbrieft. In einem derselben, vom 24. April 1837, forderte er »eine allgemeine Verteilung des den Domherren zugehörigen Landes unter sämtliche Bürger der Stadt« -- »geschieht dies nicht«, heißt es darin, »so will ich das Pfaffengut zerstören, und dann einen schwereren Tod sterben als Simson« - in einem andern vom 20. Januar 1837: »wenn diese Zahlung nicht erfolgt, lasse ich das Rote hausen, und koste es gleich mein Leben auf dem Rabenstein.« In einem Brandbrief vom 22. Oktober 37 verlangt er von den Domherren 700 Friedrichsd'or.

Diese wiederholten Droh- und Brandbriefe machten viel Aufsehen und erregten um so mehr Besorgnis bei der Geistlichkeit, der hohen, als damals in Preußen der katholische Skandal im Zuge war, dessen Anfang sich an den Trotz und Treubruch des Bischofs von Köln knüpfte. Rudolph Kühnapfel galt zwar als der, der sie geschrieben und ausgestreut, aber er war dessen nicht zu überführen. Da schrieb er im August 1840 in stolzer Dreistigkeit an den König, sprach sich über die katholische hohe Geistlichkeit aus, wie er über sie dachte, und bekannte sich als Verfasser all der vielen gegen sie in Frauenburg ausge-

worfenen Brandbriefe.

Der Bischof von Frauenburg hörte hiervon, und um das Nähere zu erfahren, ließ er Kühnapfels Schwester zu sich kommen und fragte sie aus. Da diese aber nichts wußte, gab er ihr mit seinem Segen den Auftrag, sie möge suchen von ihrem Bruder den Inhalt seines Briefs an den König zu erfahren. Dies gelang ihr aber nicht, und als sie dem Bischof hinterbrachte, daß ihr Bruder es nicht sagen wolle, spricht er zu ihr: »dann weiß er es wohl selbst nicht - dann ist er doch ein Schafskopf.« Dies ganze ausholende Verfahren des Bischofs - wobei es sehr wahrscheinlich doch nur darauf abgesehen war, Kühnapfeln den Prozeß als Droh und Brandbriefwerfer machen zu lassen -- erbitterte diesen gewaltig, und so kam nun auch speziellpersönlicher Groll zu dem Haß gegen Priester und Priestertum im allgemeinen. Auch eine andere Äußerung des Bischofs hatte ihn, wie er 'wenigstens versichert, nicht wenig erbittert. Der Bischof hat hiernach einmal zu Kühnapfels Schwester gesagt, daß ihre Eltern in den ersten Jahren ihrer Ehe in großem Unfrieden gelebt hätten. Ebenso unverständig als gehässig, wenn er sich solches zu Schulden kommen ließ, wie als geschehen von Kühnapfel behauptet und von seiner Schwester nicht widersprochen wird. »Auch habe er«, sagt er, »noch sonst Ursache zum

persönlichen Haß gegen den Bischof und auch gegen seine Haushälterin gehabt; derselbe sei geizig gewesen, habe seine Dienerschaft schlecht behandelt und wissentlich zugelassen, daß seine Rosalie, die alte Pfeiffer, die Diener gleichfalls schlecht gehalten habe.«

Rudolph Kühnapfel sehnte sich mit aller Heftigkeit seines Gemütes seiner Art aus dem ihm von der unvernünftigen Härte seines Vaters aufgezwungenen Gewerbe heraus. Diese Kleidermacherei, dieses schöne Sitzen und Nähnadelleben - das ganze Schneiderwesen war ihm in der innersten Seele zuwider. Um etwas anderes anzufangen, mußte er ein entsprechendes Geld in der Hand haben. Da schrieb er im September 1840 die oben erwähnte Bittschrift an den König und bat um 100 Taler. Welchen Bescheid er darauf erhielt und wie er diesen aufnahm, sagt uns sein oben mitgeteiltes Geständnis (S. 105): er ging mit sich zu Rate, wie er seine »Erwerbsfähigkeit«, um deren willen ihm die erbetene Unterstützung verweigert worden war, am besten betätigen könne, und beschloß den Raub beim Bischof, bei dem ihm als Priester, als Erzpriester und persönlicher Beleidiger dreifach verhaßt den Bischof. So kam ein Grimm über den andern in sein Herz - eine Verwilderung zur andern.

So sah es in seinem Innern aus, bevor der Gedanke zu

seiner Tat in ihm erwachte. Ein unheimlicher, wüster Gast saß neben dem andern in seiner Seele, einer schlimmer als der andre! Es ging darin zu wie in der Nacht einer verratenen Stadt, in die der Feind eingedrungen.

Und welch ein tüchtiger Mensch - noch einmal sei es gesagt -- hätte aus ihm werden müssen, wenn seine Jugend nicht preisgegeben war jener grauenvollen Verkettung fluchbeladener Ursachen und Wirkungen, die von der Grundausschweifung gesellschaftlicher Zustände über das Leben von Millionen Menschen ausgespannt wird! Wer sieht nicht, daß Rudolph Kühnapfel vermöge seiner trefflichen Geistesgaben und seiner, in allen seinen Lebensverhältnissen sich kundgebenden, Festigkeit vollauf das geworden wäre, was in der Staatsmaschinistensprache mit gnädigster Schreibstube Wohlgefälligkeit »ein besonderes brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft« genannt wird. Aber hat er als Kind eine seiner Individualität angemessene Erziehung erhalten? Ist ihm späterhin nicht jede seinen Neigungen und Kräften entsprechende Lebensbahn versperrt worden? - Daß er seine Charakterfestigkeit nicht dazu angewendet hat, den Versuchungen zu widerstehen, die aus seinem nicht von ihm verfahrenen Leben - eben weil es verfahren war und nicht von ihm verfahren war mächtig, massenhaft auf-

sprangen und ihn umzingelten; daß er seine Willensstärke nicht dazu gebraucht hat, Herr der feindseligen Leidenschaften zu werden, die die Erwägung der unverschuldeten Verfahrenheit seines Lebens in sein heißes Herz trieb; daß die seltene Spannkraft seines ganzen Wesens sich in Irrkreisungen verlor -- kurz, daß er eben verwilderte, das war natürliche Folge der Unnatur all der gesellschaftlichen Übelstände und Mißverhältnisse, Zwiespältigkeiten und Wirrnisse, für deren Fortbestand aus der scheußlichsten Selbstsucht gerade von denen gekämpft wird, die von der Pflicht und dem Können, den Versuchungen und Leidenschaften der Selbstsucht zu widerstehen, am salbungsvollsten zu predigen, am deduktionsvollsten zu schreiben wissen. Das sind die in Pfafferei und Paffentum und die in Juristentum und Juristerei breit daherfahrenden sogenannten »Seelsorger« und die sich als von Gott installiert gehabenden »Kriminalpraktikuse«. Ist wieder ein Verbrecher fertig - o dann wissen sie so viel von der Freiheit des Willens zu reden, von dem Menschen als einem sittlichfreien Wesen, von der Erkenntnis des Bösen und des Guten, von göttlichen und menschlichen Gesetzen, welche Diebstahl und Blutvergießen verbieten!

Ja, es ist richtig, meine Herren, sehr richtig und unleug-

bar, dadurch, daß Rudolph Kühnapfel seine Triebe nie zügelte, gingen sie wild mit ihm durch - dadurch, daß er seinen Leidenschaften keinen Damm entgegensetzte, trieb er auf ihren Fluten - dadurch, daß er eine Begierden nicht beherrschte, war er zu ihrem Knecht herabgesunken. Aber was verwehrte ihm dieses Zügeln, dieses Dammsetzen, dieses Beherrschen? Was wäre aus Euch geworden, wenn Ihr in die Lage gestoßen und darin mit eisernen Banden festgekettet worden wäret, in die er geworfen und darin angeschmiedet ward? Vielleicht nur moralische Schwächlinge? Jammer seliges Mittelgut, wie es massenhaft in Gerichtsstuben und Sessionssälen -- auf Kanzeln, in Konsistorien und Domkapiteln zu finden.

Rudolph Kühnapfel war wenigstens kein Schwächling, und wenn er ein Selbstling war, wenigstens kein mattherziger und feiger, und zwar ein Frevler, aber kein Heuchler -- ein Missetäter, aber kein Missetäter am Seelenleben von ganzen Geschlechtern. Daß ihm das Ursprünglich-Edle, auf dessen Ausbildung er ein heiligeres Recht hatte als auf ihre Existenz alle Sakristeien und Bureaus, dessen Entfaltung ihm aber vom blutschuldvollsten Hochfrevler verwehrt ward - daß es ihm selbst in seiner Verwilderung, seiner Entartetheit noch geblieben, das wird sich unten sprechend erweisen, wo wir aus seinem Munde hören, wie er nach Eröffnung des Urteils erster Instanz, das ihm

nach damaliger Aktenlage voreilig als Raubmörder zum Tod verurteilte, mit todesmutiger Aufrichtigkeit das bis dahin zurückgehaltene, letzte und innerste Geheimnis seiner Tat enthüllte.

Wie die Leute, die Rudolph Kühnapfels Urteil sprachen nicht wohl geeignet waren, seine Tat zu beurteilen, ergibt sich unter anderem auch aus folgenden Aktenstellen:

»Als ein elender Versuch«, heißt es in den Entscheidungsgründen erster Instanz, »das Schimpfliche seiner Tat zu verbergen, ist es zu betrachten, wenn er sich jetzt bemüht, sie so darzustellen, als wenn er geglaubt, einer höheren Fügung folgen zu müssen. Er geht in seinen gotteslästerlichen Gedanken so weit, daß er geradezu sagt: >Ich habe in der Bibel gelesen, daß Judith den Holofernes tötete und daß ihr diese Tat nicht als Verbrechen angerechnet wurde; und noch einige andere ähnliche Geschichten; und da ich noch obendrein das von Gott erbetene Zeichen der Bewilligung erhalten hatte, fühlte ich mich völlig beruhigte«

»Man kann«, fährt man sehr unnötig, wie sich zeigen wird, deduktionsvoll fort, »als richtig zugeben, daß Inquisit, bevor er zur Ausführung schritt, mehrfach geschwankt; daß er, wie es so oft geschieht, von Ereignissen



außer ihm die Entscheidung abhängig machen wollte, ob er das Verbrechen begehen solle. Daß er aber hierbei an wirkliche Winke Gottes gedacht, die ihn zum Verbrechen antrieben, läßt sich auf keine Weise annehmen. Inquisit hat, wie von dem Inquirenten zu den Akten registriert ist, in der Untersuchung einen sehr richtigen Verstand und eine vorzügliche Schärfe des Auffassungsvermögens gezeigt. Selbst bei den verworrensten und mangelhaftesten Religionsbegriffen konnte er daher nicht auf den Gedanken geraten, ((Ott werde Zeichen seiner Billigung geben, wo es sich um ein Verbrechen handelte. Er achtete deshalb auch nicht wesentlich darauf, wie die Ereignisse eintrafen. Er verlor im Kartenspiel und dennoch gab er, im Widerspruch mit seinen früheren Gedanken, den Plan nicht auf. Er suchte andere Ereignisse für seine Entschliebung. Um 4 Uhr nachmittags ging er zu diesem Zweck in die Kirche; die übrigen Zeichen beobachtete er noch später. Allein schon vor 4 Uhr hatte er die Larve zu sich gesteckt. Die Zeichen waren unverkennbar Nebensache; er hatte sich EU seiner blutigen Tat gerüstet, ehe irgend ein ihm nach seiner Meinung günstiges Zeichen eingetroffen war.«

I )as Schimpfliche seiner Tat zu verbergen, ist ihm gewiß nicht im I in fernsten beigefallen! Es ist seltsam ja abge-

schmackt und ungereimt, bei einer so gräßlichen Tat noch von ihrer Schimpflichkeit reden .mi wollen. Wird diese nicht gänzlich von der Grauenhaftigkeit der Tat verschlungen - »absorbiert«, wie die Juristen sagen, wenn sie von der Strafe reden, die auf ein neben einem großen Verbrechen mit begangenes weit kleineres Vergehen gesetzt ist?

Gotteslästerlich sind jene Äußerungen, aber weiß Gott nicht gotteslästerlicher, als all die dicken, plumpen Gotteslästerungen, wovon es in den Legenden und anderen von Erzbischöflichen Gnaden approbierten Erbauungsbüchern wimmelt. Aber wie mochten die Herren meinen, diese Geschichte Kühnappfels von seiner Erwartung himmlischer Zeichen und Anzeichen sei etwas andres als ein Koboldschuß seines dämonischen Humors - etwas andres als eben nur wieder dasselbe wildrohe und krasse Possenreißen, dasselbe wüstfrivole Hohnnecken, das als solches aufs Unverkennbarste sowohl aus den S. 110 mitgeteilten drei Äußerungen hervortrat, als auch aus der S. 105 zu lesen: Er habe nachgedacht, wie er wohl seine »Erwerbstätigkeit« am besten betätigen könne.

»Unmittelbar«, heißt es weiter in den Entscheidungsgründen, »unmittelbar vor der Tür vom Bischofshaus kam noch ein guter Gedanke -- der letzte!?\in sein Herz:

umzukehren. Er überwand ihn« (erstickte ihn, war' richtiger und besser gesagt gewesen), »er überwand ihn, und ward Raubmörder an dem Bischof seiner Kirche! Von dem Mord ging er in dem gräßlichsten Gleichmut in das Wirtshaus zum Kartentisch.«

An dem Bischof seiner Kirche -- sollte etwa in dieser Eigenschaft des Erschlagenen etwas für Kühnapfel liegen, das ihn von der Tat hätte abhalten können, indem es ihm ganz besonders schauderhaft vorgekommen wäre? - Vergaß man, daß er nicht allein von der »Mutter Kirche« nichts wissen wollte, sondern daß sie ihm in ihrem ganzen alleinseligmachenden Unfug und als PfaffentumsHerbergsmutter ein Greuel und im Innersten seiner Seele zuwider war? Vergaß man, daß er damit umging, Protestant zu werden, und den Gedanken bei sich trug mit Hilfe des dem Bischof zu raubenden Geldes sich die Mittel zur Erbauung einer protestantischen Kirche zu verschaffen? Und ferner war ihm ja auch der Erschlagene eben und gerade nur als Bischof verhaßt, nur als solcher zum Gegenstand seines Verbrechens ausersehen, das an ihm von Rudolph Kühnapfel nie begangen worden wäre, wenn er bloß Stanislaus von Hatten, nicht Priester und Erzpriester gewesen!

Nach dem bis dahin abgelegten Geständnis Rudolph

Kühnapfels mochte im Anhalt an die Preußische Gesetzgebung die Entwendung als »Raub« angesehen werden, aber die Tötung nicht als »Mord«, mithin sein ganzes Verbrechen nicht als »Raubmord«. Es war nicht auf Mord ausgegangen; dafür spricht, daß er die Larve mitnahm, um von dem Zuberabenden und seiner Wirtschafterin nicht erkannt zu werden, und jene Tuchstreifen, um sie beide nach vollendetem Raub zur Sicherung seiner Flucht zu binden und gebunden zurückzulassen. Das Beil nahm er nur für den Fall mit, daß, um unentdeckt zu bleiben, ein Mord notwendig werden sollte. Die Tötung selbst ward auch nach dem von ihm angegebenen Hergang erst in dem Moment beschlossen und ausgeführt, in welchem er gewahrte, daß er vom Bischof erkannt sei. Die Richter aber wußten aus seinem Geständnis den Tatbestand eines »Raubmords« herauszulaborieren und verurteilten ihn zum Rad. Sie sagen hierbei unter anderem: »Milderungsgründe kämen ihm nicht zustatten. Selbst sein Geständnis könne als Milderungsgrund nicht angesehen werden, da es keineswegs aus dem Gefühl der Reue hervorgegangen, sondern von dem Vorwurf veranlaßt worden sei: >Es fehle ihm an Mut, seine Tat zu bekennen, weil er den Tod fürchte.<« Also dieser Kniff war es, womit es dem Polizeirat Duncker gelang, Rudolph Kühnapfels »Felsenherz siegreich zu bekämpfen!« Jäm-

merlicher und schmachvoller Sieg! Daß er kein Schwächling, daß er ein kühner mutvoller Mensch sei - das war des verwilderten Kühnapfels stolzester Ruhm - für einen solchen zu gelten, sein höchstes - sein einziges Streben. Und diese Richtung, an sich und für sich schön und ruhmvoll, war noch das einzige - das letzte Edle in seiner Brust -- und gerade dies ward zu dem auserlesen, wodurch er sich selbst dem Henker überliefern sollte! - Nur an dieser Stelle war er zu verwunden. Der listige Polizeihinquirent gewahrte sie und griff sie hinterlistig an; indem er sich anstellte, als ob er an Kühnapfels Mut zweifele, entlockte er ihm das Geständnis. Hätte sich dieses Mittel der Untersuchungsrichter erlaubt, so wäre es auf das schwarze Register sogenannt legaler Inquirierkunstgriffe zu setzen gewesen und die geheime Inquisitionsjustiz wäre in ihren sich selbst beigelegten Ehren und Würden geblieben. Daß sie aber einen Polizeihinquirent borgte und dieser als solcher mit Hilfe dieses Mittels Kühnapfels sein Geständnis ablistete - dadurch ist sie tiefer gebrandmarkt worden, als sie es selbst je vermochte, und das will wohl sehr viel sagen. Was lag daran, ob sie ohne diese Vidocquehilfe Rudolph Kühnapfels zum Geständnis gebracht hätte - sie hatte ja dann das Auskunftsmittel der Verdachtstrafen auf Indizienbeweis! Und selbst, wenn sie dieses auch nicht gehabt hätte, so wäre der Nachteil für

den, vom Vertrauen zur Ehrbarkeit der Justiz bedingten, Rechtsfrieden lange nicht so tief und so groß gewesen, als er es wurde sowohl durch diese schmachbedeckte Zuflucht zu jener hinterlistvollen Hilfe, als auch und vornehmlich durch die Art, wie diese ihr geleistet ward. Man sage nicht, daß wenn Rudolph Kühnapfel nicht durch Hr. Dunkkers Polizeigenie zum Geständnis gebracht worden wäre, er nimmer gestanden haben würde, also wohl Kraft der Indizien zu einer außerordentlichen, nicht aber zur ordentlichen Strafe des Raubmords hätte verurteilt werden können, dann aber der Gerechtigkeit nicht ihre Genugtuung worden wäre. Abgesehen davon, daß man ihn, ob er schon ii. u. li diesem von I. Irn. Duncker ermöglichten Geständnis des Raubmords nicht geständig war, dennoch wegen Raubmords zur »ordentlichen« Strafe desselben verurteilte - so mag bei Gott die Gerechtigkeit von einer solchen Genugtuung nichts wissen. Diese Art von »ordentlicher« Strafe ist ihr eine Ordnung des Greuels, aber nicht des Rechts. Es wäre gut für die Königl. Preuß. Gerechtigkeit von 1841 gewesen, wenn ihr dieses wüste Stück von ihren Amtleuten erspart worden wäre.

Als nun das Todesurteil publiziert und Rudolph Kühnapfel über die Rechtsmittel belehrt worden war, erklärte er ruhig: »ich bin zufrieden mit diesem Erkenntnis. Ich hof-

fe auch in der zweiten Instanz keine gelindere Todesstrafe. Es ist mir übrigens auch gleichgültig, welche Todesstrafe ich erleide, denn ich fürchte den Tod nicht und wünsche denselben recht bald zu erleiden. Nach den Grundsätzen der Religion ist der Tod Versetzung in einen besseren Zustand, und nach diesen Grundsätzen ist daher der Tod nicht Strafe, sondern Belohnung, oder jener Grundsatz der Religion ist falsch. Auf die Todesart selbst kann es nicht ankommen, denn schon ein heftiger Zahnschmerz ist empfindlicher als der Todesstreich.«

Nicht auf seinen Antrag, sondern nach der, bei erkannter Todesstrafe gültigen, Gesetzvorschrift ward ein zweites Erkenntnis eingeholt.

Das Tribunal des Königsreichs Preußen zu Königsberg sprach dieses und bestätigte das erste Erkenntnis. Noch bevor dies Urteil zweiter Instanz ausgefertigt war, erklärte Rudolph Kühnapfel aus eigenem Antrieb, daß er sein Geständnis vervollständigen wolle, und gab in Gegenwart seines Verteidigers zu Protokoll: »Ich habe in meinen früheren Verhören stets behauptet, daß ich nicht die Absicht gehabt, den Bischof und dessen Haushälterin zu ermorden. Ich muß jedoch bekennen, daß ich nur, um mein Verbrechen zu beschönigen, die Absicht des Mordes früher bestritten habe und daß ich wirklich die Absicht hat-

te, beide Personen zu ermorden. Die Haupttriebfeder meines Verbrechens war allerdings die Absicht, den Bischof zu berauben; dies hätte ich freilich ausführen können, ohne ihn und seine Haushälterin zu erschlagen, denn beide waren alte und schwache Personen. Doch der Haß gegen beide "war so tief eingewurzelt in mir, daß ich sie bei dieser Gelegenheit von der Welt schaffen wollte. Die Veranlassungen zu diesem Haß habe ich schon angegeben und könnte noch viele Dinge erzählen, die mich gegen beide erbitterten, doch sind diese Einzelheiten an sich lauter kleinliche Gegenstände, die nur auf mich einen so üblen Eindruck machten, einem jeden andern aber ganz unbedeutend erscheinen müssen. Schon lange trug ich mich mit dem Gedanken herum, den Bischof zu berauben und zu ermorden. Am Neujahrstag hörte ich erzählen, daß er 8000 Rtlr. durch die Post erhalten habe, und nun wurde der Entschluß, ihn zu ermorden und zu berauben, in mir fest, und ich führte ihn drei Tage darauf aus.«

»Die näheren Umstände der Tat habe ich im Ganzen der Wahrheit gemäß vorgetragen und nur folgendes daran zu ändern: Ich riß mir die Larve schon damals vom Gesicht, als ich der alten Pfeiffer den ersten Hieb mit dem Beil versetzte, und trat nun ohne Larve an den Bischof und



verlangte Geld von ihm. Ich glaube, daß der Bischof mich erkannt hat, doch ließ er dieses sich nicht merken. Die Larve nahm ich nur deshalb vor das Gesicht, damit mich der Bischof nicht gleich auf den ersten Blick erkennen sollte, denn ich fürchtete, daß er, mich erkennend, gleich aufschreien und dadurch vielleicht Menschen herbeiziehen könnte. Nachdem ich mich aber überzeugt hatte, daß er mit der Haushälterin allein im Hause war, und weil ich die Absicht hatte, beide zu töten, so kam es mir nicht mehr darauf an, unerkannt zu bleiben. Ich hatte die Absicht, mir vom Bischof herunterleuchten zu lassen, weil ich den Weg im Finstern nicht gut zu finden glaubte, und deshalb forderte ich ihn auf, mir mit dem Wachsstock hinunter zu leuchten. Meine Absicht war, ihn unten ganz unerwartet zu erschlagen, da aber durch das Herunterfallen des Wachsstocks ein mir sehr unangenehmer Aufenthalt entstand, so versetzte ich ihm schon oben den Todesstreich.«

»Unmittelbar nach der Tat fühlte ich weder Reue noch Angst, sondern eine wahre Freudigkeit, und es war mir so zumute, als wenn ich fünfzig Franzosen erschlagen hätte. Jetzt aber sehe ich ein, welch ein großes Verbrechen ich begangen habe und fühle aufrichtige Reue. Ich hatte mir früher vorgenommen, erst auf dem Schafott die Absicht

des Mordes einzugestehen. Seit mehreren Tagen und Nächten aber beunruhigt mich das Bewußtsein, noch etwas verschwiegen zu haben, aufs höchste, und diese Unruhe veranlaßte mich gestern schon, dem katholischen Geistlichen, welcher mich seit einiger Zeit besucht, das heutige Geständnis unter dem Siegel der Verschwiegenheit abzulegen. 1 Dieses hat zwar einigermaßen, aber doch immer noch nicht ganz mich beruhigt, und ich faßte daher in der letzten schlaflosen Nacht den Vorsatz, auch meinen Richtern dieses Bekenntnis abzulegen.«

»Ich weiß sehr wohl, daß durch dieses Bekenntnis meine Strafbarkeit erhöht wird, doch einmal hat schon der Richter erster Instanz meine Tat als einen Mord beurteilt, und dann bin ich auch nicht bestrebt, ein gelinderes Urteil mir zu erwirken; denn ich sehe ein, ich habe den Tod verdient, und auf die Art der Todesstrafe kommt es mir nicht an. Ich fühle eine Beunruhigung darin, alles, auch meine geheimsten Gedanken, der Wahrheit gemäß entdeckt zu haben, und hoffe um so mehr auf Gottes Gnade, wenn ich nichts verheimliche.«

Dies Geständnis wurde jedoch von dem erkennenden Gericht für die bereits aufgefundene, nur noch nicht in Urteilsform ausgearbeitete Entscheidung als unerheblich erachtet und daher gar nicht in Betracht genommen. Also

auch hier hatte man die Kunst verstanden, ein Geständnis, das nicht auf »Raubmord« lautete, so zu recken und zu strecken, daß daraus ein erdichteter Beweis des Raubmords herausgekünstelt werden konnte, zur vermeintlichen Ehre der Justiz, weil diese nun daraufhin die krasse Barbarei der »ordentlichen« Strafe aussprechen konnte!

Die so durch zwei gleichlautende, gleich leichtfertige Erkenntnisse verhängte martervolle Todesstrafe ward am 7. Juli 1841 zu Frauenburg vollzogen. Eine Scheußlichkeit, die der des Verbrechens, das durch sie gebüßt werden sollte, nicht allein nicht nachstand, sondern - alles erwogen - noch bei weitem übertraf. Rudolph Kühnapfel - das unglückliche Opfer sanktionierter, an der Menschheit geübter Verschuldung - erlitt die fürchterliche Zutodemarterung mit dem Mut und der Standhaftigkeit, die des Ursprünglich-Edlen in ihm würdig waren. So sehr dies auch infolge einer blutschuldvollen Verkettung sündhaft entstandener und sündhaft fortgehegter Gesellschaftszustände verwildert und entartet war, es hielt in seiner Ursprünglichkeit bei ihm aus, selbst in der Stunde noch, in der ihm der Staat dafür, daß er der Übermacht jener von Staats wegen für unantastbar erklärten Verkettung erlag, die Glieder zerschmettern ließ.

Mit Ekel und Abscheu wendet der Genius der Rechtspfle-

ge sein Antlitz von diesem Schauplatz der in seinem Namen verübten Greuel von dieser Teufelstenne der vom »Christlichen Staat« so umsichtsvoll und einkömmlich bebauten Verbrechenshufe!

Und nun gar noch diese Verschärfungen der Todesstrafe, die keineswegs ganz aus den neueren Gesetzbüchern verschwunden sind, noch verschwinden wollen, obgleich seit langem schon Wissenschaft sowohl als öffentliche Meinung darin laut übereinstimmen, daß, wenn die Todesstrafe durchaus nicht abgeschafft werden soll, dann wenigstens ihre Vollziehung auf die einfachste, schnellste und schmerzloseste Weise vorzunehmen sei. Soll sie einmal trotz ihrer schreienden Unvernünftigkeit und darum Unrechtmäßigkeit noch immer gelten, so muß dann der Tod in seiner Reinheit erscheinen, als das sinnlich größte Übel, als der auch psychisch erschütterndste Schlag. Jede weitere Zutat erscheint als zwecklos und grausam und entwürdigt den Akt der Vollziehung des Gesetzes zur empörenden Würgerei. -- Ist denn der Staat nicht schon sattsam mit Verwilderungsanstalten versehen - verwildert denn nicht schon jede einfache Hinrichtung -- --daß er gar nicht von den Schärfungen der Todesstrafe ablassen mag?